

Zur Idee von Vor- und Frühgeschichte als historischer Wissenschaft

Ralf Gleser

Vor- und Frühgeschichte

Ausgrabungen und wertvolle Funde bestimmen nach weit verbreiteter Vorstellung den Tätigkeitsbereich der Archäologie. Aber: Die Prähistorie zeigt, dass der Mensch nicht immer schon Mensch im historisch bekannten Sinne war (K. Löwith). Diese Eigenart der Vorgeschichte bereichert den Kosmos des Menschlichen in spezifischer Weise, verstellt aber den geraden Weg von der Ausgrabung zur historischen Erkenntnis. Die Antwort auf die Frage, ob er existiert und wie er begangen werden könnte, hängt von der Verortung des Faches im Übergangsbereich zwischen Natur- und Geisteswissenschaften ab.

Prähistorische Archäologie - an der Universität des Saarlandes als Vor- und Frühgeschichte betrieben, an vielen anderen Universitätsinstituten aber auch als Ur- und Frühgeschichte betitelt - ist ihrem Selbstverständnis nach eine historisch arbeitende Kulturwissenschaft. Ihre Quellen sind die im Boden erhaltenen materiellen Hinterlassenschaften der frühen Menschheit. Die Aufgaben des Faches sind umfassend formuliert darin zu sehen, die Gesamtheit der materiellen Hinterlassenschaften zu erfassen und zeitlich einzuordnen, sie mit der natürlichen Umwelt in Beziehung zu setzen und daraus Rückschlüsse auf Wirtschaftsstrategien, Gesellschaftsformen sowie religiöse und künstlerische Äußerungen der frühen Menschheit zu ziehen. Konkrete Einsichten in solche Einzelaspekte oder Strukturen sind aber nicht direkt möglich, denn wegen fehlender schriftlicher Überlieferung bleiben die Quellen „stumm“: Es mangelt an authentisch formulierten Zeugnissen von Gruppen oder Einzelnen und auch Kommentare Dritter zu Geschehnissen sind nicht überliefert. Das wirft erkenntnistheoretische Probleme auf, denn es stellt sich angesichts dieser Kluft zwischen Erkennenden und Erkanntem die Frage, ob der Forschungsgegenstand der Prähistorische Archäologie, die „reale Vorgeschichte“, überhaupt zu historischen Erkenntnisgegenständen gezählt werden kann. Dass die

in die jeweiligen Zeitläufte eingebundene Vorgeschichtsschreibung selbst hierzu zählt, bedarf keiner weiteren Erörterung. Der Charakter der Quellen aber bleibt ambivalent: Zweifellos von Menschen zwar geschaffen, haben es heutige Betrachter „nur“ mit mehr oder minder gut ausgegrabenen Artefaktenssembles zu tun. Den Funden und Befunden sind Funktion und Bedeutung im ehemaligen Geschehen aber keineswegs direkt abzulesen. Zwar gelingt es der prähistorischen Archäologie, überindividuelle, dem Bewusstsein Einzelner enthobene, langfristige Prozesse überzeugend aufzuzeigen und zweifellos sind auch zahlreiche jener in vorgeschichtlicher Zeit entwickelten kulturellen Strukturen und gemachten Erfindungen von prägender Bedeutung bis heute. Somit sind strukturgeschichtliche Ansätze zweifellos teilweise verwirklicht. Ein auf dieser Erkenntnis gründender allgemeiner Appell, dass alles durch Menschen je Geschehene und Geschaffene und einem forschenden Subjekt ins Bewusstsein Gedrungene auch Geschichte sei, hilft hier zunächst aber nicht weiter. Vielmehr gelingt es nur mit einem erweiterten Kultur- und Zeichenbegriff, die Quellen selbst in den Reigen geistiger Schöpfungen aufzunehmen. Die Forschung hat auf diesem Weg viele Richtungen eingeschlagen. Insbesondere wird dabei das Reservoir interpersonaler Aspekte, die in

materiellen Artefakten codiert sind, im Hinblick auf Verständnis und Konstruktion der frühen Menschheitsgeschichte ganz unterschiedlich in den Mittelpunkt des Interesses gerückt. Im Folgenden sei zunächst auf die geistesgeschichtlichen Grundlagen der Vorgeschichtsforschung im 19. und frühen 20. Jahrhundert eingegangen. Die Entdeckung und Deutung des Inter-subjektiven in je spezifisch ausgeprägter materieller Kultur wird sodann an zwei bedeutenden Exponenten vor- und frühgeschichtlicher Forschung - Gustaf Kossinna (1858-1931) und Gordon Childe (1892-1957) - dargestellt.

Zur geistesgeschichtlichen Situation im 19. Jahrhundert

Spätestens im 19. Jahrhundert trat die Geschichte des Menschen als eigener Forschungsgegenstand aus den Grenzen kanonischer Überlieferung und wurde Thema intensiver philosophischer Überlegungen. Frühe Antriebsmomente hierzu enthält die Geschichtsphilosophie von Georg Wilhelm Friedrich Hegel, dessen Schaffen die Theorien der historischen Wissenschaften geprägt hat. Von den zahlreichen Setzungen der Hegel'schen Geschichtsphilosophie sei auf zwei hingewiesen.

Die ungewöhnlich strikte Trennung der Erkenntnisbereiche über Natur und Geschichte: Hegel bestand darauf, weil er natürliche Prozesse als zyklisch - d.h. das gleich Organisierte sich stets wiederholend - auffasste, wohingegen er geschichtliche Prozesse im Sinne einer Spirale deutete: Wiederholungen kommen mit jeweils Neuem vor. Geschichte ist ferner laut Hegel eine Abfolge von Taten; natürliche Prozesse sind dagegen eine Abfolge von Ereignissen.

Taten sind Hegel zufolge Ausdruck selbstbewusster Gedanken, und Geschichte wird geschaffen und erkannt durch die Rekonstruktion äußerlich ausgedrückter Gedanken. Alle menschliche Geschichte ist demzufolge ein in jeder Hinsicht primär geistiger Prozess: Das forschende Subjekt vollzieht nach und rekonstruiert die Ideen vergangener Subjekte. Diese Theorie kann als Mentalismus bezeichnet werden. Sie führte zu einer strikten Trennung von Geisteswissenschaften, die ihren Erkenntnisbereich angeblich mit introspektiver Methode erforschen, und Naturwissenschaften, die „geistlose“ Objekte zum Gegenstand haben und allgemeine Gesetze erkennen und formulieren wollen.

Die Konsequenzen, die sich aus solchem Denken ergeben, sind fundamental: Klares Bewusstsein der Geschichtlichkeit als Kennzeichen von Geschichte belässt Menschen ohne eindeutig (schriftlich) überlieferte Geschichtszugnisse im Stadium der „Vorgeschichte“. Hegels Konstruktion ersetzte eine ältere „romantische“, die in Johann Gottfried Herders Begriff „Urgeschichte“ ihren Ausdruck fand: Danach wird den Menschen „von Anfang an“ Geschichte zugebilligt. Hegels den Gegensatz von Natur und Geschichte scharf betonender Philosophie wurde bald nach seinem Tod (1831) in wesentlichen Punkten die Grundlage entzogen: Spätestens Charles Darwins Beobachtungen zur Entstehung der Arten (1859) und das Konzept der Evolution zeigten klar, dass Entwicklungsprozesse

auch in der Natur abließen und somit Hegels Dichotomie von Natur und Geschichte in kruder Form nicht haltbar war: Auch die Natur hat sich gewandelt; ein wesentliches definierendes Merkmal von Geschichte war somit verloren. Der Evolutionismus – die Idee vom Fortschritt zum Höherentwickelten – wurde rasch zum entscheidenden naturwissenschaftlichen Paradigma in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Ein solches fehlte erkennbar im Bereich der sog. Geisteswissenschaften zu jener Zeit. Der Mentalismus hatte zwar von seiner Relevanz nichts eingebüßt, doch wirkten sich im Gegenteil Naturbeobachtung und die Erklärung nach Gesetzmäßigkeiten ihrerseits auf die historische Forschung aus, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Positivismus fand: Für diese philosophische Richtung galt das Formulieren von Gesetzen aus realen Beobachtungen (in der Geschichtsforschung gewonnen aus der neu entwickelten historisch-kritischen Methode) als oberste Maxime. Daraus hat man Spielarten von Geschichtsschreibung zur Blüte entfaltet, die als „Historismus“ apostrophiert sind: Diesen liegt u.a. die Ansicht zu Grunde, dass die Methoden der Natur wie auch der Geisteswissenschaften ein gemeinsames Element verbindet, nämlich mit Hilfe von universalen Gesetzen Ereignisse erklären und sogar voraussagen zu können. Des Weiteren wird die historische Forschung eng an einen Wahrheitsbegriff gekoppelt, welcher an der Rekonstruktion eines objektiv abgelaufenen Geschehens sich bewähren

muss. Dieses kann den Quellen nach strenger Prüfung „an sich“ abgelesen werden. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts suchte und fand die geisteswissenschaftliche Forschung neue theoretische Konzepte zur Begründung des eigenen wissenschaftlichen Anspruchs, indem untersucht wurde, wie Wissenschaft Geschichte im Unterschied zur Natur erforschen kann. Die südwestdeutsche Neukantianische Schule (Wilhelm Windelband; Heinrich Rickert) und Wilhelm Dilthey sind hier zu nennen. Allen diesen Autoren gemeinsam ist die Betonung des forschenden Subjektes bei der Rekonstruktion von Geschichte, das dadurch wesentlicher Bestandteil des Forschungsprozesses wird. Windelband und Rickert festigten die Hegel'sche Trennung der beiden oben beschriebenen Wissenschaftsbereiche: Der Erkenntnismodus der Naturwissenschaften als Wissenschaft vom Allgemeinen wird von Windelband und Rickert als nomothetisch-erklärend umschrieben, wohingegen Geschichtswissenschaft durch ihr Interesse an individuellen Fakten eine idiographische Wissenschaft sei, die zu verstehen versuche. Verständnis wird dieser Philosophie zufolge an Kulturererscheinungen mit Bedeutsamkeit, die durch Wertbezüge gegeben sind, herbeigeführt. In Diltheys Hermeneutik wird der Nachvollzug der ehemals geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeiten propagiert, deren Ausdruck in Form von Zeichen es zu verstehen gilt.

Die Wertbeziehungslehre, insbesondere aber die Theorie des Nachvollzugs bzw. des „Wiederersternehmens“, und damit das mentalistische Konzept, gewinnen zu Beginn des 20. Jahrhunderts besondere Bedeutung und sind auch für die immer nachhaltiger betriebene prähistorische/vorgeschichtliche Forschung von Relevanz. Nur wenn Nachvollzug geistiger Aktivitäten gelingt, werden anonyme menschliche Überreste Gegenstand historischen Denkens. Ein Zitat des italienischen Philosophen Benedetto Croce vermag dies zu zeigen: „Do you wish to understand the true history of a neolithic Ligurian or Sicilian? Try, if you can, to become a Neolithic Ligurian or Sicilian in your



Ralf GLESER, geb. 1964, studierte Vor- und Frühgeschichte, Klassische Archäologie und Geologie in Saarbrücken und Heidelberg; Promotion 1992 über die Chronologie und Kulturgeschichte der frühen Kupferzeit Südwestdeutschlands; 1994-1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter in einem interdisziplinären Schwerpunktprogramm der Deutschen Forschungsgemeinschaft zur „Romanisierung“. 2003 Habilitation an der Universität des Saarlandes mit einer Arbeit zur Sozialordnung keltischer Bevölkerungen um Christi Geburt; seit 2004 Hochschuldozent in der Fachrichtung Vor- und Frühgeschichte. Vom Autor ist gerade ein Sammelband mit dem Titel „Zwischen Mosel und Morava. Neue Grabungen und Forschungen zur Vor- und Frühgeschichte Mitteleuropas“ herausgegeben worden.

mind. If you cannot do that, or do not care to, content yourself with describing and arranging in series the skulls, implements, and drawings which have been found belonging to these neolithic peoples". (B. Croce, *Teoria e Storia della Storiografia* [1917]; engl. *Theory and History of Historiography* [1921], 134-135.)

Der englische Geschichtsphilosoph Robin Collingwood kommentiert in den 1930er Jahren dazu: „As concerns neolithic man, the advice is obviously good. If you can enter into his mind and make his thoughts your own, you can write his history, and not otherwise; if you cannot, all you can do is to arrange his relics in some kind of tidy order, and the result is ethnology or archaeology (sic!) but it is not history. Yet the reality of neolithic man was an historical reality. When he made a certain implement, he had a purpose in mind; the implement came into being as an expression of his spirit, and if you treat it as non spiritual that is only because of the failure of your historical insight." (R. Collingwood, *The Idea of History* [1946; 1956], 199-200).

Vorgeschichtsforschung im 19. Jahrhundert

Prähistorische Archäologie wurde im 19. Jahrhundert ohne Verankerung an den Universitäten bereits erfolgreich mit Methoden der Naturwissenschaften, neben vielen anderen spielte die Geologie eine besondere Rolle, betrieben. Noch um die Mitte des Jahrhunderts herrschte allerdings, sofern man überhaupt sich von der biblischen Schöpfungslehre (Kreationismus) zu lösen bereit war, nicht einmal annähernd Kenntnis vom wahren vorchristlichen Alter der vielerorts entdeckten Überreste. Erschütterungen des biblischen Weltbildes lösten unter anderem die Entdeckung von Artefakten in „diluvialen“ Ablagerungen und die Vergesellschaftung von menschlichen Hinterlassenschaften mit Knochen ausgestorbener Tiere in Frankreich (Jacques Boucher de Perthes 1839) aus, ferner die Entdeckung von „Pfahlbauten“ in der Schweiz (Ferdinand Keller 1854) und die Auffindung der Überreste vom Neander-

taler-Menschen (Johann C. Fuhlrott 1856). Im Sinne des Evolutionismus hat man solche Relikte in den Forschungsbereich der Naturwissenschaften verwiesen und die prähistorische Archäologie als Aktivität in deren Rahmen verortet. Das bereits vor 1836 in Dänemark rein empirisch entwickelte und bis heute aufgrund seines Wahrheitsgehaltes sehr robuste Dreiperiodensystem (Christian Thomsen) bot sich ebenfalls dem evolutionären Interpretationsmuster zur Einverleibung zwanglos an. Mit der vom Schweden Oscar Montelius 1885 propagierten „typologischen Methode“ – keine Lehre der Typfindung, sondern die „Lehre von der Entwicklung von Typen“ – war der Evolutionsgedanke implizit auf vorgeschichtliche Artefakte übertragen worden. Die Anordnung von Typen entlang der Zeitachse entsprach dem Modus naturwissenschaftlicher Erkenntnis insofern als in einem zweiten Schritt die zugrunde liegenden Entwicklungsgesetze aufzudecken gewesen wären. Der hermeneutische Ansatz aber setzte solchen Forschungsbemühungen eine unüberwindbare Schranke zu den Geisteswissenschaften: Im Sinne der Geschichtsphilosophie von Hegel und vor allem Diltheys, aber später etwa auch Croces und Collingwoods, fehlen diesen Überresten und ihrer Erforschung Merkmale des Geschichtlichen, denn es mangelt an Subjekten, deren Handlungsweise nachempfunden werden kann. Nach Collingwood wäre (prähistorische) Archäologie eine eigene Wissenschaft, denn sie sammelt Fakten, die zugleich historische Realitäten sind, ohne aber ein wesentliches Kriterium der Geschichtsforschung zu erfüllen: die Einsicht in die Intention von Handlungsweisen. Dort, wo sie dies tatsächlich vermag, ist Archäologie Geschichte.

„There is a certain analogy between the archaeologist's interpretation of a stratified site and the geologist's interpretation of rock horizons with their associated fossils; but the difference is no less clear than the similarity. The archaeologist's use of his stratified relics depends on his conceiving them as artefacts serving human purposes and thus expressing a particular way in which men have thought about their own life; and from

his point of view the paleontologist, arranging his fossils in a time-series, is not working as an historian, but only as a scientist thinking in a way which can at most be described as quasi-historical." (R. Collingwood, *The Idea of History* [1946; 1956], 212).

Gustaf Kossinna

Vor- und Frühgeschichte wird in Europa als eigenständige Wissenschaft nach heute weit verbreiteter Auffassung durch die frühen Arbeiten von Gustaf Kossinna seit 1895 begründet. Kossinna studierte ursprünglich klassische und germanische Philologie. Beim Versuch, geschichtlich und ethnographisch bezogene Verhältnisse (Tacitus!) in die vorgeschichtliche Zeit zurückzuverfolgen, legte er sich seine Theorie zurecht, welche die Bodenfunde ihrer „Subjektivität“ entziehen sollte, und die in vielen europäischen Ländern zu den wirkmächtigsten des Faches überhaupt gehört: Die Idee von „Kulturprovinzen“, die seit den 1920er Jahren zum Theorem der „archaeologist's culture“ (G. Childe) – heute vielfach nachlässig als „archäologische Kultur“ übersetzt – umgedeutet wurde. Kossinna hat dabei die allgemeine Beobachtung sich zunutze gemacht, dass Artefakte nicht nur chronologische Variablen darstellen, sondern auch räumlich bedingte Merkmale aufweisen, also in je spezifischer Ausprägung in Zeit und Raum fixierbar sind. Konkret gruppierte er Elemente materieller Kultur, und glaubte bzw. gab vor, als Träger der gefundenen Kategorien (längst bekannte) historische Einheiten, nämlich Völker, ausgeben zu dürfen. Allzu oft wird diese Prozedur der ethnischen Deutung als abwegig betont, was für die in dieser Hinsicht überzogenen Äußerungen Kossinnas in der Zeit kurz vor und im Jahrzehnt nach dem 1. Weltkrieg, die als übertrieben germanophil und chauvinistisch sich darstellen, auch gerechtfertigt ist. Dieser vorschnell rezipierte Hinweis steht aber dem Verständnis der wohl vorrangigen Intention des Autors im Wege. Kossinnas Denken verlieh dem Forschungsgegenstand mit seiner von ihm missverständlich so genannten „siedlungsarchäologischen Methode“ insofern ein ganz neues Paradigma, als

er ihn aus seinem naturwissenschaftlichen Kontext herauszulösen suchte und ihn explizit auch im Bereich der Geisteswissenschaften ansiedeln wollte. Der Vorgeschichtsforschung sollte dadurch eine „eigenartige Mittelstellung“ zwischen Naturwissenschaft und Geschichte zukommen, also beides zugleich sein: eine Forderung, die bis heute zu den unveräußerlichen Merkmalen des Selbstverständnisses dieser Wissenschaft gehört. Inwieweit Kossinna dabei die wissenschaftstheoretische Debatte seiner Zeit konkret verfolgt hat, lässt sich nicht verlässlich rekonstruieren (dies ist, nebenbei bemerkt, ein starkes Argument gegen den Mentalismus). Kossinnas Idee ist nur im Kontext archäologischer Funde neu. Über die Bedeutung von Völkern im Geschichtsprozess bestand im 19. Jahrhundert tief verwurzelter Konsens: In der geisteswissenschaftlichen Verstehenslehre W. Diltheys etwa kommt der Völkerkunde besondere Bedeutung zu. Dilthey charakterisierte Völker als „lebendige und relativ selbständige

Zentren der Kultur in dem gesellschaftlichen Zusammenhang einer Zeit, Träger der geschichtlichen Bewegung“ (W. Dilthey, Einleitung in die Geisteswissenschaften 1883, ⁸1979, 41). Die Idee von Vor- und Frühgeschichte als eigenständiger Wissenschaft im Gesamtverbund der Historie ist mit der Theorie der „archäologischen Kultur“ untrennbar verknüpft – sie erhält mit ihr sogar erst ihre eigentlich geisteswissenschaftliche Existenzberechtigung. Die meisten archäologischen Forschungen des 20. Jahrhunderts in Europa legen denn auch dem Konzept der Raum-Zeit-Gruppierung von charakteristischen Kulturelementen und die daraus scheinbar folgende Gleichsetzung mit historischen Menschengruppen ihrer Vorgehensweise implizit oder explizit zu Grunde.

Gordon Childe

Der australisch-britische Prähistoriker Gordon Childe hat in seinen zahlreichen und sehr einflussreichen monographi-

schen Darstellungen die evolutionären Ideen des 19. Jahrhunderts zur (Vor-) Geschichte mit dem Kulturkonzept Kossinnas, dessen Arbeiten er gezielt rezipierte, verbunden. Childe hat Kossinnas Theorie in den 1920er Jahren zunächst vollinhaltlich übernommen und auf Europa und den Nahen Osten ausgeweitet. Unter dem Eindruck des Nationalsozialismus in Deutschland hat er in den 1930er Jahren wie viele andere ihre völkisch-rassische Konnotation als Ideologie entlarvt. Dann hat Childe rasch das Konzept der „archäologischen Kultur“ zunächst unter Annäherung an die ethnologische Forschung und den Marxismus (Kulturstufentheorie), später an Spielarten des britischen Hegelianismus (Collingwood) zu jenem Instrument umgedeutet, das die kulturhistorische Archäologie begründet. Archäologische Kulturen bezeichnete Childe spätestens seit 1929 als „concepts“; es sind demzufolge keine vorgeschichtlichen Realitäten, vielmehr spielen sie in der Forschungspraxis zunächst die Rolle von raum-zeitlichen Ordnungshilfen. Seit



Abb. 1: Gustaf Kossinna (1858 - 1931) war Philologe und Professor für deutsche Archäologie an der Universität Berlin. Er war seinerzeit neben Carl Schuchhardt der bedeutendste Prähistoriker in Deutschland und Schöpfer der so genannten "Siedlungsarchäologischen Methode".



Abb. 2: Vere Gordon Childe gilt als einer der bedeutendsten Archäologen des 20. Jahrhunderts. 1922 wandte er sich der prähistorischen Archäologie zu und begründete Konzepte, die helfen, die Vor- und Frühgeschichte Europas und des Nahen Ostens zu verstehen.

den 1940er Jahren betonte Childe verstärkt ihren Charakter als Zeichen geistiger Prozesse – Geist dabei verstanden als Inbegriff der geschichtlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit, den es letztendlich zu verstehen gilt. Childes Augenmerk lag aber nicht auf diesem Aspekt, der unter Hinweis auf Collingwood oft nur Lippenbekenntnis blieb. Vielmehr behandelte er archäologische Kulturen als Ausfluss von in sich abgeschlossenen historischen Entitäten, für die es, auch unter Zuhilfenahme naturwissenschaftlicher Fragestellungen und Methoden, das Wesentliche zu beschreiben gilt (Essenzialismus). Childe entwickelte dazu ein analytisch-deskriptives Verfahren und machte sich dabei Implikationen eines funktionalen und holistischen Kulturbegriffs zunutze.

Die von Childe propagierte Vorgehensweise hat für die praktische archäologische Arbeit entscheidende Konsequenzen: Erstes Erkenntnisziel ist demnach die Zuweisung eines Fundes oder Befundes zu einer archäologischen Kulturgruppe. Der Einzelfund wird dieser Ansicht zufolge zur Visitenkarte dieser historischen Einheit und birgt latent alle ihre Merkmale. Childe favorisierte ein normatives Kulturkonzept, das von der Voraussetzung ausgeht, dass alle Mitglieder einer lebenden Kultur durch Prägung und Erziehung (Enkulturation) je konkrete Sinnzusammenhänge zu erkennen in der Lage sind und solche auch in Handlungsweisen reproduzieren, d.h. in Zeichen zu erkennen geben. In seinem Buch „Vorgeschichte der europäischen Kultur“ (1957) liest man bei Childe in deutscher Übersetzung unter „Ziele und Methoden“ den folgenden, häufig zitierten Satz: „In der Archäologie werden Gemeinschaften nicht durch die Skelette ihrer Mitglieder repräsentiert, sondern durch die dauerhaften Resultate ihrer Betätigung – durch Töpfe und Hausgrundrisse, persönliche Schmuckstücke und Bestattungsriten, durch die Werkstoffe, die sie von weither holten und Ähnliches. Solche Überbleibsel klassifizieren die Archäologen nach Typen, und wenn dieselben Typengruppen innerhalb einer bestimmten Gegend wiederholt an

verschiedenen Stellen gefunden werden, so werden sie zusammengenommen als repräsentativ für eine sogenannte Kultur betrachtet.“ Childe fährt aber nun in der folgenden Weise fort: „Töpfereien, Hausgrundrisse und alles übrige können auf abstrakte Typen zurückgeführt werden, weil sie eben nicht der Ausdruck individueller Eigenart sind, sondern des traditionellen Verfahrens, Töpfe herzustellen, Häuser zu entwerfen, Tote zu bestatten und den Körper zu schmücken. Typen werden häufig zusammen gefunden, weil die Tradition, die sie verkörpern, von einer bestimmten Gemeinschaft aufrecht erhalten und weitergegeben wurde, deren Mitglieder miteinander in Verbindung standen und zusammenwirkten. In diesem Sinne sind die „Kulturen“ der Archäologen tatsächlich gleichbedeutend mit Gemeinschaften“.

Childes Gleichsetzung von Typen mit Traditionen kann ontologisch zur Schlussfolgerung führen, Artefakte und Befunde existierten tatsächlich als nichtphysische Entitäten! Sie sind demnach „Kopien“ mentaler Konzepte. Dass diese Schlussfolgerung tatsächlich gerechtfertigt ist, zeigen Childes Ausführungen zum Begriff des „Typs“ unter Bezug auf Collingwood: „An archaeological datum is a type just because it results from the behaviour pattern of a single society. It is a type too because it is an instance of an universal, the concrete embodiment of a concept. This concept is (...) objective in as much as it exists not in the maker's head alone, but in the heads of a society that transcended and outlasted each and all its members. In identifying types then the archaeologist is really 're-enacting in his own mind' the thought of the agent“ (G. Childe, Piecing together the Past 1956, 10).

Childe war offenbar davon überzeugt, Typen seien aufgrund dieser Seinsweise ohne weiteres auffindbar. Klassifikation hatte in der Archäologie somit eine andere Bedeutung als etwa in der Biologie. Mit diesem Denkansatz, dessen schlussfolgernder, zuletzt zitierter Satz freilich einer Kritik kaum standhält,

wollte Childe, zumindest theoretisch, archäologisches Fundgut einem Verstehen zuführen und es somit als Gegenstand geisteswissenschaftlicher Forschung behandeln wissen. Die Theorie des „Re-enacting“ hatte für Childe zwar kaum praktische Bedeutung, doch könnte die Dominanz typologischer Arbeitens bei vor- und frühgeschichtlichen Forschungen auch in dieser Forderung eine Erklärung finden. Bemerkenswert erscheint bei Childe vor allem aber die Formulierung einer Theorie, wonach Artefakte als konkrete Materialisierungen abstrakter Konzepte aufzufassen sind.

Fazit

Kossinnas und Childes Arbeiten waren zweifellos von besonderer Bedeutung bei der Ausprägung eines Bewusstseins, Vor- und Frühgeschichte als Geisteswissenschaft, insbesondere als Teil der Historie, anzusehen und zu begründen. In der Intention beider Forscher lag es offenbar, eine „verstehende Archäologie“ zu etablieren, ein bis heute auf ganz unterschiedliche Art und Weise angestrebtes Forschungsziel. Implizit ist beiden Forschern ein normatives Kulturkonzept und die Betonung intersubjektiver ideeller Relationen innerhalb von Personengruppen gemeinsam. Beides hat in den 1960er und 1970er Jahren vor allem im angelsächsischen Raum zu heftigen Gegenreaktionen geführt. Im Prinzip laufen diese darauf hinaus, eine nun eher negativ als „kulturhistorisch“ bezeichnete prähistorische Archäologie stärker wieder im Bereich der Naturwissenschaften anzusiedeln, insbesondere was die Forschungsstrategie mit der Formulierung von Gesetzmäßigkeiten, dem Testen von Aussagen und einem insgesamt deduktiv-nomologischen Wissenschaftsverständnis anbelangt. Die meisten theoretischen Kontroversen im Fach laufen in ihrem Kern noch heute darauf hinaus, ob und in welchem Ausmaß prähistorische Archäologie im Erkenntnisbereich der Geisteswissenschaften angesiedelt werden kann und wie ein dahingehender Anspruch tatsächlich zu verwirklichen ist.